

Dieses Kapitel ist nicht im Buch enthalten. Der Download gehört zum Bonusmaterial und ist wie folgt mit „Der Fluch von Cöln“ zulesen:

Diese Kapitel in Kapitel 10 (Teil 2) auf S. 347 gedanklich einfügen vor Text »Joachim«, flüsterte Adelheyd, »heute Nacht!« und mit Lesen beginnen.

Kapitel – Tortmünt, Erntedank 1232

*Durch welche Schuld ein Bruder
nicht mehr angenommen (d.h. ausgestoßen) wird*

Zur sechshundsechzigsten Regel des Deutschordens

Die HansasträÙe, die von Cöln, über Mönster bis zur Nordsee reichte, traf mitten in Tortmünt auf den Hellweg. Die alte Heer- und Handelsstraße verband die freie Reichsstadt mit Scäst, den Salzstädten und Brunswic der Welfen-Pfalz im Osten. Dort war zu seines Vaters Zeiten Otto der Vierte seines Namens Kaiser und König in deutschen Landen. Damals war Friedrich ein Mann des Kaisers gewesen. Er hatte in Bouvines gekämpft, während der junge Stauferprinz in Hagenau das Ende der Schlacht abgewartet hatte, um dann den geschwächten Welfen vom Thron zu stoßen. So mancher widerständige Edle von niedrigem Rang baumelte in dieser Zeit im rostigen Kettenhelm von einem Baume; das war billig. Doch wie immer wurde der höhere Adel gekauft und mit Worten von Männern wie dem Papst, seinem Urgroßonkel Erzbischof Engelbert, dem Franzosenkönig Auguste Phillip und seinen Vasallen auf die richtige Seite gebracht. Doch das war mehr als fünfzehn Jahre her, Theo war damals noch nicht einmal geboren und die Grafschaft in seiner Sippe Hand. Nichts außerhalb der Stadt also führte Theo, Lieven, Lamôt, Môgrôd und Gländer heute in die freie Reichsstadt; sondern Stadtgraf Conrad von Tortmünt – früher einmal ein enger Weggefährte Friedrichs.

Seit Conrad kurz vor der großen Entscheidung um die Vogteien in Engelberts Lager gewechselt war, verfolgten ihn die Schatten, die ein Abtrünniger nach seinem Verrat mit sich führt. Kein Vogt, der unter Engelbert gelitten hatte, kam mehr an seinen Hof – anders so Ado; davon hatten Theo Jäger Alberts Spione berichtet. Und

so hatte er sich aufgemacht, um Conrad einen strategischen Handel für einen möglichen Krieg gegen Ados Freizügigkeit in der Stadt vorzuschlagen.

Für ein paar limburgische Kupferpfennige stellten sie an der Kreuzung von Hellweg und HansasträÙe ihre Renner in einem Stall unter. Durch ein Gedränge von Menschen schoben sie sich den Hellweg in östliche Richtung vor. Die Stadt war erfüllt vom bunten Treiben der Händler, der Marketenderinnen und allerlei auswärtigem Volk sowie dem der Freudenweiber, die die Kerle in ihre Nester über den Köpfen der feinen Bürger schlepten. Diese rümpften zwar stets die vornehmen Nasen, während sie durch das einfache Volk schlenderten mit ihren samteneu Kleidern und zobelbesetzten Krägen, ihren Amtsketten und Zierdolchen. Näherte sich eine Hure, stießen sie sie fort und doch merkten sie sich das Haus für später, wenn eine Dirne ihnen gefiel und ihnen den Ort ihrer Verheißungen zu wisperte.

Es war die Woche des Erntemarkts. Über dem Menschengewirr eben dieser bürgerlichen Kaufleute, sonstiger Entourage des Frohsinns und den bunten Leinen der Stände, markierte die Schandsäule den alten Markt, der eingerahmt war von Sankt Reinoldi, die über die Mauern der Stadt im weiten Land sichtbar war, dem Königshof, der Grafenpfalz und dem Bürgerhaus. Sie drängten sich vorwärts.

Vor dem mit Eisen beschlagenen Eichentor der Grafenpfalz blieb Theo stehen und riss an einem eisereu Glockenzug. Im Inneren des Hofes läutete es und nach kurzer Zeit öffnete sich das Guckloch neben dem Zug.

„Wer verlangt Einlass?“, fistelte die Stimme durch die Gitterstäbe.

„Theo von Isenberghe. Ich wünsche den Stadtgrafen zu sehen.“

Im Inneren wurde ein Riegel bei Seite geschoben und das Mannsloch öffnete sich.

„Lievèn und Lamôt werden reichen.“ Theo drehte sich zu den Freunden. „Vertreibt euch die Zeit bis wir uns um Mittag im Gasthaus Hoerde treffen“, rief er Gländer und Môgrôd zu, bevor er mit Lievèn und Lamôt den Hof betrat. Wie zwei Narren, denen ein Spaß befohlen worden war, klatschten die beiden in die Hände und tauchten augenblicklich in die farbenfrohe Menge ein.

Steven war vor Stunden mit kleiner Eskorte und einer Abordnung der Spitalschwestern durch das Ostentor in die Stadt eingeritten. Während die

Schwestern ihre Besorgungen auf dem Markt und in den Geschäften tätigten und seine Soldaten den Wagen bewachten, ließ Steven sich gemächlich mit kühlem Bier volllaufen.

Gulda und Adelheÿd gingen zum Apotheker und wären beinahe mit Gländer und Môgrôd, die von zwei hübschen Huren von der Brückenstrasse in die Gerberstrasse gezogen wurden, zusammengestoßen, hätte Adelheÿd Gulda nicht am Arm gepackt, um die Vier von ihrer Unmittelbarkeit Gelenkten passieren zu lassen. Böse starrte Adelheÿd Gländer an, während dieser sich durch das kurze, blonde Haar fuhr und ihr nachschaute.

„Senke deinen Blick, Kind, und urteile nicht“, riet Gulda ihr etwas strenger als sie wollte.

Eine pralle Hure, das wäre jetzt genau nach meinem Geschmack, ging es Steven durch den Kopf. Er nahm seinen Becher und hob ihn an den Mund, indem er zwei dieser Damen, denen eben seine Gedanken galten, erblickte wie sie zwei junge Kerle in roten Surcots und gehärtetem Leder darunter die Treppe zu ihren Gemächern hinaufzogen.

Sein Blick fiel auf die Langschwerter. Er erstarrte. Die jungen Krieger von Friedrichs Sohn.

Steven sprang auf und versuchte einen Blick auf eines der Gesichter zu erhaschen. Kein Zweifel. Sie sind es. Sogar die Rose tragen sie, diese Narren.

Gländer wunderte sich über den ungelinken Mann, der zu ihnen hinaufstarrte. Kam ihm das Gesicht bekannt vor? Er wusste nicht woher. So machte er sich nichts weiter daraus und freute sich auf das Mädchen, dem er gleich zwischen die Schenkel gleiten würde.

Conrad der zweite seines Namens von Tortmünt, wäre immer noch von niederem Dienstadel, hätte sein Vater Conrad der erste seines Namens, seiner Familie durch die Privilegierung Tortmünths als Reichsstadt, nicht zum Aufstieg in den Erbadel verholfen. Wie auch immer, seit dem Jahre zwölfhundertvierundzwanzig als Erzbischof Engelbert, Friedrich von Isenberghe und Adolf von der Marc König Heinrich VII. nach Tortmünt begleitet hatten, war hoher Besuch in der freien

Reichs- und Hansestadt ausgeblieben. Conrad wertete diesen Mangel an Wertschätzung der Großen, als persönliches oder nein, besser als standesbedingtes Versagen. Dass der Adel der Gegend ihn mied, versuchte er zu ignorieren. Und gegen jeden Besuch eines hohen Herrn war er misstrauisch geworden. Wenn sie kamen, wollten sie etwas von ihm und doch sehnte er sich nach der hohen Gesellschaft.

Dazu kam, er hatte den Vater des Jungen, der ihm nun gegenüber saß, verraten. Einst war er Friedrichs Freund gewesen. Doch um den Erbtitel nicht einzubüßen, hatte er zu Engelbert, dem Erzbischof, dem Herzog von Westfalen, dem Reichsverweser, gewechselt.

Der Junge ähnelt seiner Mutter, dachte Conrad, so sanft und zart seine Züge, doch an Gestalt, Haut und Haarwuchs gleicht er Friedrich. Ach Friedrich, du hättest mich töten können – damals und hast mich verschont. Der alten Freundschaft wegen.

„Herr, ich wünsche nicht mehr“, hörte er Theos Forderung, „als dass Ihr niemanden durch die Stadt lasst, damit Ihr unsere Grenze vollständig dichtmacht.“

„Die Oststadt ist Ados Kirchenlehen, Juncherr“, erwiderte er.

„Und die Krumme Grafschaft, gehört rechtmäßig meiner Familie.“

Gehörte. „Nun besitzt sie Ado, Theoderich.“

Wenigstens nennt er mich nicht ‚mein Junge‘. Er versuchte Conrad gut gestimmt gegenüber zu treten, da hörte er das gefürchtete Einatmen.

„Nun, Herr Graf“, drängte sich Lamôt in das Hin und Her. Theo wollte der Atem stocken. Lamôt hatte sein Verhandlungsgesicht aufgesetzt und seinem Ton eine derart überhebliche Note verliehen, dass ihn nicht einmal der dem Lebensalter nach zu ehrende Conrad in die Schranken wies.

„Seht“, er machte eine lange Pause, während Theo das Blut in den Kopf schoss, „Ihr könnt Euch gar unparteilich präsentieren.“ Conrad forschte in Lamôts ebenen Zügen. Will mich der Knabe übers Ohr hauen?

„Ihr lasst“, fuhr er ungerührt und selbstsicher fort, „weder die Mærker durchmarschieren“, er zog die Augenbrauen in die Höhe und machte erneut eine kunstvolle Pause, „noch unsere Truppen.“

Der Fluch von Cöln

Theo staunte nicht schlecht und auch Conrad schien seine neue Position zugefallen. Doch Lamôt war noch nicht fertig, „sollte eine Partei obsiegen, könnt Ihr die guten Sitten und Gebräuche mit dem Sieger pflegen. Ihr wart zu keiner Zeit auf der falschen Seite.“

So wie damals, dachte Theo, als du die Seiten gewechselt hast wie Gländer die Weiber.

Gländer hob die Nase. „Was riecht hier so? Riecht es bei dir immer so?“

Die Dirne liess von seinem Brusthaar ab, hob den Kopf; dumpf meinte sie, dass sie nichts rieche und liess den Kopf wieder sinken.

Doch plötzlich wurde die Tür aufgestoßen. Môgrôd war halbnackt und bemüht, sich während er sprach den Hosenladen zuzuschnüren. „Feuer! Komm zieh dich an! Los mach schon!“

Sie sprangen in die Wirtsstube.

Darin brannte es bereits.

Sie zogen die Mädchen durch das Feuer und stürmten zum Eingang. Draußen wartete bereits die jammernde Wirtin, während der Wirt mit Männern und schwappenden Eimern herbeirannte und Wasser durch die Fensterlöcher kippten.

„Da“, rief eine Stimme aus der Menge, „da sind sie die Brandstifter!“

Gländer und Môgrôd standen mit den beiden Huren an der Hand vor dem gaffenden Volk, während das Feuer bereits auf andere Häuser übergriff.

„Wir müssen helfen“, raunte Gländer zu Môgrôd. Doch schon klang es durch die Gasse: „Brandstifter, Brandstifter!“

Gleich teuflischen rot-orangen Zungen, loderten schon die Flammen aus den Dächern weiterer Häuser. Die Gerbergasse geriet in Aufruhr und auch die nahe HansasträÙe.

„Komm!“

Môgrôd warf einer der Huren noch einen Beutel mit Münzen zu und rief: „Hab Dank, schönes Kind. Und Gländer rief, „Hübsch teilen, ihr Täubchen“, und zu der seinen, „vergiss mich nicht.“ Er strich sich durchs Haar, indem ihn Môgrôd am Ärmel packte und ihn fortzog. Doch obwohl viele der Umstehenden Môgrôd Geste

bezeugt hatten, riefen sie oder andere weiterhin: „Schaut, sie fliehen, die Beelzebuben. Da laufen sie, die Brandbuben. Haltet die Teufel, diese Zechpreller. Fasst die Hurensöhne!“

Gländer rief erschrocken: „Nein, ihr Leute. Wir waren es nicht.“ Doch sein Rufen ging im Lodern der Flammen, die nun überall die Dachstühle in Brand setzen, dem Schreien und der üblen Hetze der Städter, unter.

„Komm schon, du Esel. Die suchen einen Schuldigen und das sollen wir sein.“

„Aber wer hat gerufen?“

„Das ist mir egal. Wir brennen, wenn die uns kriegen.“

Sie bogen in die Brückenstraße ein.

„Zum Grafenpalast!“

Doch auch hier brannte es.

„Nein, raus aus der Stadt!“

„Zu den Pferden!“

Auf dem Marktplatz wendeten sie sich nach Westen und liefen den Hellweg hinunter. Ganz Tortmünt war auf den Beinen und die Stadt versank in heillosem Chaos.

Von draußen war ein donnerndes Geräusch zu hören; ebenso aufgeregte Stimmen. Conrad schaute auf. Im gleichen Moment wurde die Tür aufgestoßen und Conrads Knappe trat aufgeregt ein. „Herr, die Stadt brennt. Kommt rasch.“

Theo, Lamôt und Lievęn standen von ihren Stühlen auf. „Was die Stadt.... Theoderich, entschuldigt mich. Ihr seht ja. Etwas Schlimmes scheint im Gange.“

„Selbstverständlich, Herr. Eilt rasch und ihr werdet es schnell löschen.“ Dann besann er sich und stellte mehr fest, als er fragte: „Ich gehe also davon aus, dass wir uns einig sind.“

Conrad schaute Theo noch einmal an, als wolle er seine Unverfrorenheit bestrafen. Doch stattdessen verharrte er nur einen kurzen Augenblick, worauf er nickte und zur Tür wies.

Albert von Hørde saß im grünen Jagdrock im Sattel seines Renners und schaute auf das brennende Tortmünt. Die Rauchsäule war weithin über das Land zu sehen, währenddessen dicke gelb rote Flammen über den Dächern tobten. Die Türme der

fünf Kirchen standen wie brennende Fackeln über der rauchenden Stadt. Ein heftiger Wind fachte das Feuer zudem weiter an und Albert sah wie sich das Feuer von der Nordstadt her zur Oststadt hinüberfraß. Aus den Toren der Stadt strömte Fußvolk, Reiter stießen vereinzelt durch und suchten das Weite, eilig gepackte Karren holperten hinaus. Das Schreien der Menschen war bis zu den Hörder Wäldern zu hören. *Jetzt leidet nicht nur das Landvolk. Die Flammen des Krieges greifen nun sogar nach den festen Städten.* Griesgrämig schüttelte er das Haupt und gab seinen Kundschaftern das Zeichen, ihm zu folgen. „Wollen sehen, wer da kommt und was sie zu berichten wissen.“ Er setzte sich in Bewegung.

Theo und seine Gefährten trafen sich erst in Æstric. Sie berichteten den anderen von dem Brand, ohne sich der Ursache bewusst zu werden. Einzig kam es ihnen suspekt vor, dass das Feuer in ihrer Nähe ausgebrochen war. Doch auch am Tag drauf konnten sie sich keinen Reim auf den eigentümlichen Stadtbrand machen.

~

„Ein Mann seiner hochwohlgeborenen Grafenschaft Adolfs von der Marc bittet um Einlass, Herr.“

„Bring ihn in den Saal. Ich komme gleich.“

Conrad nickte und griff nach der schweren goldenen Amtskette mit dem Adler der freien Reichstädte. Die Grafenpfalz war von den Flammen verschont geblieben; nicht so die Reinoldikirche, die dem Adel als Gotteshaus diente. Die Bürgerschaft hingegen hatte all seine Stätten verloren – das Rathaus ebenso wie die Marienkirche.

So war ihr keine Heimstatt geblieben, wo sie sich beraten konnte, während dem Adel immerhin noch die Grafenpfalz erhalten geblieben war. Conrad schleppte sich, er hatte über den Tag des Feuers und in der Nacht danach keine Ruhe gefunden, in den großen Saal, der nun den Großen der Stadt – sei es dem Adel, dem Gilden- oder dem Bürgermeister – als Versammlungsort diente.

Dem kleinen Herbord und der niedlichen Gundi gefiel die neue, aufregende Belebtheit des Hofes; sie waren erst vier und drei. Conrad hingegen missfiel die

Öffnung seiner Tore für die niederen Stände, auch wenn es der Not geschuldet und hoffentlich nicht für allzu lange Zeit war. Zu seiner Unbill sprangen ihm auf dem Weg in den Saal seine beiden Kinder vor die Füße. Er zürnt rief er nach seiner Frau: „Gisel, bring die Kinder fort! Aber schnell. Ich habe zu arbeiten!“

Seiner Frau missfiel der Ton, doch kam sie, ihn mit dem Blick bannend, herbei und nahm die Kinder mit sich. Auch hierbei, erließ sie ihrem Mann ihren missbilligenden Blick nicht. Conrad stöhnte müde auf: „Hat denn niemand Verständnis für mich?“

Er öffnete die Tür zum großen Empfangssaal, setzte sich auf den Grafenthron und gab einem Diener einen Wink.

Einer der riesigen Flügel schwang auf und ein Mann mit einem in eine Decke geschlagenen Kloben im Arm trat ein.

Entschuldigend klagte der Diener: „Der Mann nennt sich Steven.“ Von den Wänden hallte es in dem leeren Raum. „Er ist aus der Marc, wie er sagt, und wollte sie nicht hergeben.“ Dabei zeigte der Page auf den Gegenstand.

Steven beachtete den niederen Mann nicht weiter und hinkte mit einem schlürfenden Geräusch und unter lautem Knarzen der Dielen vor den Thron.

„Was ist Euer Begehrt, Steven von...?“ Conrad ließ das Ende eines Satzes in der Weise offen, als wolle er Steven Gelegenheit geben, seinen ganzen Namen Preis zu geben, doch Steven reagierte nicht darauf.

„Herr, ich habe hier“, dabei schlug er die Decke zurück, „die heilige Madonna mit dem Kinde.“

Zum Vorschein kam eine in Gold gewandte Madonnen-Figur mit Plusterbäckchen. Sie saß auf einem Thron und das kleine Jesuskind in gleicher gebender Geste auf ihrem linken Oberschenkel.

„Warum bringst du mir die Madonna von Sankt Marien? Sie gehört den Bürgern und außerdem habe ich andere Sorgen als den Kirchenschmuck der Patrizier.“

„Wenn Ihr mich einige Eurer Sorgen wissen lassen wollt, kann ich Euch vielleicht hilfreich sein.“

Conrad setzte ein misstrauisches Gesicht auf. Will dieser Steven Profit aus unserem Leid schlagen, andererseits... er ist einer Ados Männer.

„Für Gewöhnlich teile ich meine Sorgen nicht mit deinesgleichen. Sprich, was hast du für mich?“

„Nun gut, einer wie ich, dem das Gehen eine Last ist, überlegt sich seinen Weg für gewöhnlich zweimal und lässt ihn, wenn es nicht wichtig ist.“ Steven wandte sich zum Gehen, „aber verzeiht die Störung, Herr Graf.“

„Bleib stehen, wenn ich dir dein anderes Bein nicht lahm prügeln soll und sag, was du zu sagen hast. Und hüte dich mir einen Handel anzudrehen!“

Schmunzelnd dreht sich Steven gedehnt langsam dem Stadtgrafen zu. Wieder Aug in Aug mit Conrad, setzte er eine Unschuldsmiene auf.

„Stell endlich die Maria ab! Dann sprich!“

Steven übergab dem Diener die Statue. Nun hat er etwas, mit dem er den Bürgern schmeicheln kann und dafür habe ich seinen Dank. „Hochwohlgeboren, Ihr seid zu gnädig, einen wie mich anzuhören“, innerlich spuckte Steven auf Conrads hirschledernen Stiefel, „ich habe Eurer Stadt nicht nur die Marie samt dem Kind gerettet. Immerhin liegt die Kirche selbst in Schutt und Asche...“

„Ich weiß, was hier den Flammen Opfer gefallen ist!“, zeterte Conrad ungeduldig. Steven nickte, „ich weiß auch, wer Eure Stadt angesteckt hat.“

„Du willst behaupten, denjenigen gesehen zu haben der den Brand gestiftet hat?!“

„Ja, Herr.“

„Denke nicht, dass du dafür irgendetwas fordern kannst und sag mir, wer es war.“

„Der Isenbergher.“

„Pah, verschwende nicht weiter meine Zeit. Theo von Isenberghe war hier bei mir, als mir das Feuer gemeldet wurde. Er war ebenso betrübt wie ich.“

„Er ist ein guter Mime und er war es auch nicht selbst, der gezündelt hat.“

„Wer dann?!“, brüllte Conrad, „sprich endlich oder du hängst an des Täters statt!“

„Einer seiner verdammten Rotwelschen.“

Conrad legte die Hand über die Oberlippe als überlegte er.

„Kannst du das beweisen?“

„Ja, Herr.“

„Wie?“

„Dieser Hurenbock war mit einer Dirne in dem Bordell zwischen der Gerber- und der Krämergasse.“ Steven schaute den Stadtgrafen an.

„Glitz nicht wie blöde – ich kenne dieses Haus nicht.“

„Das Mädchen bezeugt, dass sie der Gaunerzinken ohnmächtig schlagen wollte und dann die Stube in Brand gesetzt hat.“

„Wie soll sie die Tat gesehen haben, wenn sie ohnmächtig am Boden lag?“

Conrad lehnte sich mit einer Miene zurück, als hätte er einen Mörder überführt.

„Sie sei aufgewacht als der Mordbrenner den Brand legte und da hat sie es gesehen.“

„Weißt du, wer sie ist und wird sie es bezeugen?“

„Ich habe ihr einen Beutel anvertraut. Sie wird, Herr.“

„Gut, gut. Ich werde das Mädchen befragen lassen und den Rat einberufen. Aber Gnade dir Gott, wenn die Sache faul ist. Dann werde ich dir den Strick höchst selbst drehen.“

„Höchst selbst.“ Steven verbeugte sich tief. *Höchst selbst werde ich dir meinen Dolch zwischen die Rippen jagen. Du weißt nicht, mit wem du es zu tun hast.*

~

Gländer streifte schuldbewusst durch die Wiesen um Cēstric. Er verurteilte sich, obwohl er wusste, dass das Selbsturteil in dem Kosmos, den er gesehen hatte, völlig sinnlos und unbegründet war. Trotzdem tat er es. Schließlich hatte seine Verfehlung hier auf Erden im Hier und Jetzt stattgefunden. Erst meine Hurerei hat mich in den Verdacht der Brennerie gebracht. Die gerechte Strafe. Andererseits dachte er, man hätte mich auch bezichtigen können, wenn ich aus einer Schmiede und nicht aus einem Freudenhaus gekommen wäre. Wie auch immer, wenn ich aus dieser Sache heile rauskomme, schwöre ich meiner Maßlosigkeit bei den fleischlichen Freuden ab!

Das Feuer wütete zwei Tage lang. Vor allem im dicht besiedelten Teil nördlich des Hellwegs zerstörte es die hölzernen Häuser der Krämer und Handwerker. Am Markt zerstörte das Feuer nicht nur die Kirchen und das steinerne Rathaus, sondern auch

das Stadt-Scriptorium und das Dokumentarium sowie die Stifte, zu denen sie gehörten.

Wenige Tage nach dem Brand erreichte ein Bote aus Tortmünt (Estric). Der Rat, die Zünfte und der Stadtgraf luden Theo und seine Brandstifter nach Tortmünt zur Verhandlung um den Brand der Stadt. In höchster Not lies Theo eine Taube zu seinem Oheim Engelbert nach Burg Altendorf senden, er möge schnell kommen. Dann ließ er Gländer und Môgrôd antreten.

„Gländer, Môgrôd, ein Kurier aus Tortmünt brachte vor Stund ein Schreiben hierher. Der Rat bezichtigt euch, die Stadt in Brand gesteckt zu haben. Und sie zitieren mich an Erasmus dorthin.“

„Uns der Brennerei?“, wiederholte Môgrôd ungläubig.

„Habt ihr die Stadt angezündet?“, wollte Theo wissen.

„Aber nein“, verteidigte sich Gländer, „wie kannst du Verdacht gegen einen von uns erheben.“

„Nicht ich. Ihr habt mit der ganzen Stadt zu tun.“

„Aber wir haben mit dem Brand nichts am Hut.“

„Genauso wenig oder viel wie jeder andere, der zu der Zeit in Tortmünt war.“

„Wie war es also?“, blieb Theo hart und die beiden erzählten ihre Geschichte der Vorkommnisse an Erntedank zu Tortmünt.

Am Sonntag nach Michaelis erreichte Engelbert (Estric).

„Wozu schicke ich Probst Gotfrÿd zum Papst nach Rom, wenn ihr solch einen Unsinn veranstaltet! Das ist das Schlechteste, was uns jetzt passieren kann. Als Mordbrenner verschrien zu werden!“

„Onkel, sie haben mir glaubhaft gemacht, dass sie es nicht waren.“

„Das ist völlig egal!“, brüllte Engelbert. „Was zählt ist, was hängen bleibt! Die Hurerei oder die Brennerei.“

„Tortmünt ist Reichsstadt.“

„Das könnte unsere Rettung sein, aber“, wandte er wieder ein, „es sind Kirchen abgebrannt! Wo sind diese beiden Idioten?!“

„Ich lasse sie kommen, Onkel“, beschwichtigte Theo demütig wie ein Sünder. *Warum soll ich mich schuldig fühlen? Dieses Geschrei macht einen völlig mürrisch.* Theo ging hinaus und dort zu den Katen der Gefährten.

„Gländer, Môgrôd!“, rief er.

Engelbert vernahm die beiden und obwohl er ihren Wandel verurteilte und sie zur Ordnung rief, glaubte er an die Unschuld von Gländer und Môgrôd. Vielmehr beschlich ihn ein eigentümliches Gefühl. Dafür, wenn eine Sache stank, hatte er einen untrüglichen Riecher.

„Ich werde deine Männer vor der Stadt als deren Advokat vertreten. Sie sind beide von adliger Herkunft und daher schwer durch einen Stadtrat zur Rechenschaft zu ziehen. Aber sag ihnen, sie sollen sich auch wie Adlige verhalten und sich von diesem wankelmütigen und unehrenhaften Weiberpack fernhalten!“

„Welcher Adlige bezahlt schon für die Freuden, Oheim. Sie nehmen sich einfach eine Bauernjunfer. Da, ...“

Mit einem Zornesblick schnitt Engelbert seinem Neffen das Wort ab: „Rede nicht, als wären sie auch noch Lämmer. Ob sie bezahlen oder sich's nehmen, ihre Dummheit kann für unser Haus leicht zum Verhängnis werden. Und sie sollen auf den rechten Weg zurückfinden. Sorge dafür oder ich selbst lasse sie wegen ihrer Hurerei hängen.“

„Verhängnis?“

„Nur ein Verdacht.“ Engelbert machte eine Handbewegung als wolle er eine Fliege verscheuchen.

„Verdacht? Warum?“

„Hast du ihnen befohlen einen Brand zu legen?“

„Natürlich nicht!“, wollte sich Theo empören.

„Hatte einer von ihnen einen Grund Brand zu legen?“, sprach Engelbert mit einer Nachlässigkeit, als langweile ihn Theo Begriffsstutzigkeit.

„Nein!“

„Beide haben geschildert, dass sich gerade ein Feuerwerk ereignete. Nur war es nicht in dem Haus, sondern in ihren Köpfen, als das Feuer ausbrach.“

Theo schaute Engelbert auffordernd an.

„Na, es flog etwas in die Stube dieses Môgrôd von Wied und hat den Brand ausgelöst....

Fragt sich nur, wer den Brandsatz in das Zimmer warf und mit welchem Hintergedanken.“

„Wenn die beiden die Wahrheit sagen.“

„Zweifelst du an deinen Brüdern?“

„Nein, Onkel.“

~

Malinia war eine strahlend schöne Frau; so schön, dass ein jeder, der ihr zu nahekam, dahingeschmolzen wäre. Der einzige, mit dem sie von Anbeginn an spielen konnte, war ihr bleicher Bruder Anningan. Als sie heranwachsen, begehrte er sie so sehr, dass er jeden Werber warnend vertrieb. Doch Malinia wollte sich einen Mann nehmen und floh von ihrem elterlichen Hof. Anningan jedoch folgte ihr bis in den Himmel, wo sie die strahlende Sonne war. Und seit Äons Tagen jagt ihr silbern, bleiche Bruder seine Schwester über das Himmelszelt und hin und wieder gelingt es ihm, sie einzuholen; und sie erinnert sich ihrer Natur zu wärmen, statt zu sengen. In dem Moment aber, da Anningan sie einholt, verdeckt er Malinias Strahlkraft für die Erdenmenschen und sie werden, wie Malinia am Himmel, daran erinnert, in ihrem Hochmut einzuhalten, ihren Zweck zu erfüllen und sich nicht weiterhin über andere zu erheben.

„Nur König Heinrich kann Urteil über diese adligen Herren sprechen; auch Ihr nicht Conrad.“

Engelbert ließ ihn wissen, dass er aus dem ritterbürtigen Adel stammte. „Auch, wenn Ihr nun dem erblichen Adel angehört und eine Reichstadt haltet.“

Conrads kalte Blicke zerschnitten die Luft zwischen ihm und Engelbert. Theos Oheim hatte Conrad vor dem Rat und den Zünften erniedrigt. Er sollte ihn nicht erzürnen, war sich Theo unsicher, ob dieser Schachtzug klug war. Am Ende lässt er die Mærker noch durch die Stadt. Er musste sich zwingen zu schweigen. Immerhin ist die Gerichtsbarkeit in Frage gestellt, beruhigte er sich.

„Wollt Ihr den Fall also vor den König bringen?“, erkundigte sich Zunftmeister Brincoff, der Sprecher der Zünfte.

„Das wird sich ebenfalls erübrigen. Denn es war keiner der beiden Beschuldigten.“
Ein Raunen ging durch den Pfalzsaal.

„Ein anderer als diese“, Engelbert hob bestimmend den Zeigefinger in den Raum,
„warf einen Brandsatz durch eines der Fenster.“

Schreie des Protests ertönten, doch Engelbert fuhr unbeirrt fort: „Und dieser war es wohl auch, der die Dirne mit billiger Münze zu falschem Zeugnis brachte.“

Die Rufe wurden lauter. „Beweise!“ Conrad erhob sich, um für Ruhe zu sorgen. Theo blickte in verzerrte Gesichter und dachte, während er die Fenster im Rücken hatte, es sei der Hass, der die Anwesenden in Aufruhr brachte. Doch ein mächtiger Schatten quoll in den Saal und verfinsterte die Fratzen. Ohne einen Laut oder sonst etwas, war es plötzlich stockdunkel und Stille bemächtigte der Szenerie. Theo drehte sich zur Fensterseite um. Gerade einmal die bleiernen Fassungen schimmerten ihm entgegen; vielleicht noch die Umrisse der Köpfe in dem Saal.

„Die Schwarzen Sonne!“, hörte Theo.

„Ein Fluch wird über uns gesprochen.“

„Die Pest kündigt sich an.“

„Und das, da wir ohnedies schon ausgebrannt sind.“

Ein klagender Tumult brandete auf, polternd wurden die Türflügel aufgerissen. Die Menschen flohen oder legten sich wie tot auf den Dielenboden. Einige knieten. Es roch nach Angst und gebetsartiges Gemurmel erfüllte den Saal. Nach wenigen Minuten war die Finsternis vorbei. Doch der Schreck saß tief in den Gliedern. Nicht alle Herren waren in den Saal zurückgekehrt – aus Angst der Fluch wolle das Tribunal, dessen Advokaten und Wortbereiter heimsuchen, weil sie auf dem Irrweg seien. Ein Blutmond war ein sicheres Zeichen für Blutvergießen, eine Mondfinsternis für Verheerung, eine Sonnenfinsternis aber.... Allein daran zu denken, konnte einen schon in die Nähe des Verderbens rücken.

Auch Conrad, Zunftmeister Brincoff und der Magister Civium Bennincoven hatte die schwarze Warnung bewogen, kein Urteil zu fällen, als Engelbert wieder vor das hohe Gericht trat. Theo und seine Sippe war Teil eines großen Kriegs und sie

wollten keinen Anteil an der Beschwörung der apokalyptischen Reiter haben. Zwar schoben sie die Argumente Engelberts vor, doch die Furcht war aus des Bürgermeisters Stimme deutlich herauszuhören, als er sprach: „Werte Herren, der Brand ist wohl einem anderen Umstand zuzuschreiben als Euren Schützlingen, hoher Graf. Auch werden wir den Fall nicht vor den Reichstag bringen. Die Stadt wird Euch und allen anderen Adligen der Umgebung und mit denen wir in Eintracht und guten Handelsbeziehungen stehen, dankbar sein für jede Hilfe im Wiederaufbau unserer Civitas.“

„Wir danken euch, Ihr Herren. Auch wenn wir nichts Anderes erwartet haben“, sprach Engelbert, „und werden eurem Hilfeersuchen gerne und großzügig, wie es die Art meiner Sippe ist, nachkommen.“

Engelbert verbeugte sich knapp und wandte sich zum Gehen, woraufhin ihm Theo und die alten Knappen Friedrichs, die Engelbert zur Erweichung Conrads mitgebracht hatte, in einem imposanten Zug folgten. Vor den Toren der Stadt blies Albrecht von Hærdes Knappe das Horn, als er Engelbert und Theo sah. Die sechshundert Mann bestiegen ihre Rösser und zogen sich zurück. Die verfluchte Finsternis hatte ihr Eingreifen nicht erforderlich gemacht.

Die folgende Nacht war vom klagenden Rufen der Wölfe erfüllt. Und kein Mann nahm es ihnen übel oder verwünschte die Ruhelosigkeit. Denn, so war es ihnen, lag Instinkt in ihren Liedern. Und tatsächlich erwies sich die kreatürliche Vorsehung als weise: Der Fluch der Finsternis hielt an. Das Land wurde vom Bienensterben und von einer Viehseuche heimgesucht, das Getreide verfaulte in den Speichern; die Menschen litten Hunger. Und das Heulen der Wölfe kündete fürderhin von einer unseligen Zukunft. Die Werber hatten Soldaten gewonnen. Gemeinhin taten die hohen Herren das, wenn sie Krieg führen wollten. Und dieses Mal waren es viele, sehr viele. Die Menschen harrten einer schlimmen Verwüstung; während sie im Stillen hofften, dass sie in Drohgebärden voreinander her ritten und sich am Ende verglichen. War das wahrscheinlich? Die Hoffnung blieb gering. Die Finsternis und der Brand von Tortmünt waren für das einfache Volk eindeutige Anzeichen der Apokalypse.

Der Fluch von Cöln

Nächtens verdrängten kühle Schwaden bereits die laue Luft und morgens lagen nun dichte Nebel über den Auen. In ihrem Schutz drang Theo einmal mehr mit Grüll und Môgrôd in Ados Stammlande ein, um die Erkundungen fortzusetzen.